

# Kitsch & Schund

E. Taverna

Mein Schulweg führte an einer Buchhandlung vorbei. Ich durfte dort mit meinem Freund unbehelligt in den Buchauslagen blättern, wo uns die gesammelten Abenteuer des Nick Knatterton besonders gefielen. Manfred Schmidts Meisterdetektiv mit dem kantigen Angesicht und den karierten weiten Hosen faszinierte durch seine doppelbödige Sprache und Titel wie «Gangster, Grafen und Gewölbe» oder «Sichtbehinderung durch Büstenhalter». Die grosszügig entblösten Rundungen von Evelyn Nylon und Sylvania Busonia schürten vage Ahnungen von einer entlegenen Welt, die in den 50er Jahren der Provinzhauptstadt nur inkognito an der Fastnacht oder in geächteten Magazinen wie «Quick» und «Stern» greif- oder wenigstens sichtbar wurde. Doch dann muss die Schulbehörde interveniert haben, denn mit einem Mal war der listige Gentleman und Freund alles Schönen verschwunden und an seiner Stelle lagen stapelweise bunte SJW-Hefte und die neuen Pestalozzikalender mit dem Schatzkästlein. Der Staat wachte über die jugendgefährdenden Schriften, wobei er selbst Micky Maus und Globi ungenert tolerierte. Unserem Lehrer war der freche Papageienkerl zu frech und selbstbewusst, und in Entenhausen fehlten die Vorbilder. Die fanden sich zuhauf im offiziellen Lesebuch, wo naive, aber gute Landmenschen in der grossen Stadt dem Alkohol verfielen oder als verlorene Söhne mit Tuberkulose zurückkehrten. Während mit der Konjunktur die Baukräne aus dem Boden wuchsen, sangen wir vom Jäger aus Kurpfalz und vom Bauern, der im März die Rösslein einspannt. Zuhause sorgten wenigstens Jerry Cotton und Perry Rhodan für ein ausgeglichenes Weltbild.

Weil im Gymnasium ein Mathematiklehrer und Kompaniekommandant im «Blick» getadelt wurde, er hätte seinen Soldaten die Lektüre besagten Blattes im Wachlokal verboten, kam ich in den Genuss meiner ersten Demonstration. Sie war vom Rektorat ange-regt, und wir Lateiner und Griechen marschierten mit Transparenten durch die Stadt um es unseren Bildungsbanausen einmal richtig zu zeigen.

Was war Kitsch und was war Schund? Die Blut- und Boden-Erzählungen unseres Lesebuches, die wenigen Comics oder der noch junge «Blick», den meine Grossmutter, als «Sandwich» im «Freien Rätier» eingerollt, am Kiosk erstand? Die Normen waren politisch und moralisch rigide. Wir deklinierten fünf verschiedene Lateinverben für Töten und unser Lehrer,

der Jazz dekadent fand, mass die Grammatikolympiade mit der Stoppuhr. Der Sieger bekam ein Kalenderblatt mit dem pädagogisch wertvollen Hinweis: «dulce est pro patria mori.» Neben den deutschen Klassikern gab es die Subkultur von zugelassenem und missbilligtem Kitsch, vom deutschen Heldenpimpf an der Rollbahn von Kursk bis zu Hefners munteren Monatshäschen. Unsere ältesten Moralhüter waren noch von der wilhelminischen Zeit mitgeprägt, eine Zeit deren Umgang mit Trivialliteratur Bände von soziologischen Untersuchungen füllt. Leider ist es nachher nicht besser gekommen, und so verschieben sich mit jeder Generation die Grenzen zwischen Anstand und Unmoral. Auch beim Gedruckten sorgt Druck für Gegendruck.

Mosimanns «Schundroman» kokettiert mit diesem Begriff. Was er uns als Abfall präsentiert, das Wort erinnert an das, was beim Schinden übrig bleibt, ist ein Spiel mit den Klischees und Fetischen eines gut bezahlten Berufsstandes. Markenartikel sind seine Duftmarken, der Werbespot ergänzt den Fachjargon. Die höhere Konsumwelt erkennt sich im grauen Anzug von Hugo Boss, im Geruch des Conolly-Leders vom Jaguarsitz des nachtblauen Cabrios, im flauschigen Morgenmantel von Armani, in den hautengen Sportkostümen in Leuchtfarbe oder beim Anhören der CD von John Cougar Mellencamp. Er mischt Klippkatsch mit Chefintrigen, garniert sie mit Seitensprüngen, deftigen Liebesszenen und Mord- und Totschlag. Dazwischen wird eine Dissektion der Aorta repariert und ein Venenbypass mit dem langen Mikrohalter Stich für Stich präzise gesetzt. Natürlich steht im Operationsbericht nichts von der weiten OP-Bluse der üppigen Narkoseschwester Evelyn mit dem sichtbaren Saum des schwarzen BHs. Dort eben, genau hier, verläuft die Grenze vom Fach zum Schund, vom gekachelten High-Tech zur Anarchie der Triebe, die der Fachspezialist Mosimann lustvoll demontiert. Sein Seemannsgarn gerät zum farbigen Knäuel immer komplexerer Handlungsstränge. Er nimmt mit seinen «Zwischenbemerkungen» sich und den Leser auf die Schippe: «Die Ideen sind mir ausgegangen. Versuchen Sie einmal, nach jedem Kapitel eines Buches etwas geistreiches und originelles anzufügen.» Und einmal gesteht er: «Ich bin wie ein Tennisspieler, welcher gleichzeitig zahlreiche Bälle zugespült erhält. Da kann ich mit dem Schläger noch so verrückt durch die Luft fuchteln, ich werde die anderen Bälle nicht erreichen.» Der erste Pilotband geht nach 208 Seiten zu Ende. Open end, work in progress. Der Autor wünscht uns eine tiefe Depression und ordentliche Zeichen von Entzug, weil es vorläufig nicht mehr weitergeht, weil wir noch auf die versprochenen Fortsetzungen warten müssen. Obwohl Herzchirurg, versteht er auch etwas von Psychiatrie.